Wunderbare Errettung

Autor(en): **Linberg, Irmela**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634595

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wunderbare Errettung.

Erzählt von Irmela Linberg.

Ein wütender Nordsturm umraste das alte, langgestreckte Landhaus. Es begann zu schneien. Die Uhr war erst vier, doch schon wurde es so finster, daß meine Mutter befahl, die Läden zu schließen. Während der Knecht sie von außen gegen die Fenster drückte und die Magd sie von innen zuschrob, zündete ich die Hängelampe an, die einen hellen gemütlichen Kreis über den Speisetisch warf, um den wir uns mit unseren Handarbeiten scharten.

Es verstrich eine Stunde — eine zweite. Fortwährend stand die Mutter auf und ging im Zimmer hin und her, dazwischen an eins der Fenster tretend, als wollte sie hinausschauen. Die Dachsparren klapperten, die alten Balken ächzten.

„Wo Vater nur so lange bleibt?" flüsterte sie und begann die ruhelose Wanderung von neuem.

Endlich — es mochte sieben Uhr gewesen sein — klang ein fernes Glöcklein auf, dann erscholl Lärm und Gestampf auf der Veranda. Wir stürzten hinaus. Da stand der Vater — ungewiß beleuchtet von dem durch die offene Tür herausfallenden Lichtschein, Bart, Haar und Pelzmütze weißbereift — und klopfte sich den Schnee von den Aermeln.

„Gottlob, daß du endlich da bist!" seufzte die Mutter erleichtert auf. „Nun komm aber schnell ins Zimmer und erwärme dich! Den Tee, Kinder! Die Hausschuhe!"

Alles stob auseinander, während der Schlitten langsam dem Stall zulenkte.

Etwas später saßen wir um die blanke, summende Teemaschine vereint. Aus den Gläsern stieg der weiße Dampf in seltsamen Figuren empor zur niederen Decke, die nach alter Bauart von schweren Streckbalken gestützt war.

„Erzähle!" baten wir alle. Nichts Schöneres gab es für uns, als wenn der Vater seine lebensvollen Berichte erstattete, die selbst die kleinen Ereignisse des Alltags zu sinnigen Erlebnissen werden ließen.

„Ja, Kinder", begann er und schlürfte mit Behagen den goldbraunen Trank, „das war eine tolle Fahrt. Als ich heute Mittag zu der Schwerkranken jenseits der Windau abgeholt wurde, war die Luft noch ganz still und klar und ich genoß so recht den Anblick der zartbereiften Birken und Wacholder, zwischen denen wir dahinglitten. Die Bahn war gut, das Pferd griff kräftig aus und mein Begleiter, der Mann der Kranken, erzählte allerhand von seiner Wirtschaft. So verstrich mir denn die Zeit im Fluge. Schon näherten wir uns dem Windautal.

„Ja —", meinte der Bauer bedachtsam, „wer hätte das gedacht! Vor ein paar Tagen noch mußte man mit der Fähre über den Fluß und heute hat das Eis mich schon getragen. Freilich —", fügte er hinzu, „überall soll man es noch nicht wagen; man muß die Stellen genau kennen, denn die Windau hat Stromschnellen und tückische Strudel, wo das Eis den ganzen Winter über dünn bleibt."

Während dieser Worte steuerten wir den ziemlich steilen Abhang zum Fluß hinunter. Es begann leicht zu dämmern.

Da schlugen auf einmal gelle Hilferufe einer Frauenstimme an unser Ohr. Wir spähten durch die schnell sinkende Dunkelheit angestrengt in die Richtung, aus welcher sie kamen, und erkannten, daß ein Stück oberhalb des Weges, auf dem wir soeben die Windau hatten überqueren wollen, ein Schlitten ohne Pferd stand, neben dem ein weibliches Wesen mit aufgereckten Armen verzweiflungsvolle Schreie ausstieß.

„Da ist etwas geschehen, Herr Doktor", rief der Bauer, riß das Pferd mit einem Ruck auf dem Eise herum und ließ es längs der Uferböschung der Unglücksstelle zutraben. Jetzt hielt er und sprang heraus. Auch ich schälte mich aus den Umhüllungen der Pelzdecken. Schnell hatten wir erkannt, was vorlag. Mitten auf dem Fluß war die Eisschicht durchbrochen, und über der schwarzen Oeffnung tauchte ein Pferdekopf auf. Das eingebrochene Tier hatte sich augenscheinlich schon längere Zeit bemüht, schwimmend über Wasser zu bleiben. Jedenfalls war es jetzt bis zum Aeußersten erschöpft und sank immer öfter unter.

„Heda!" schrie der Bauer das unablässig klagende Mädchen an, „so sei doch endlich still! Mit Geheule ist da nichts zu machen!"

„Ach — — ach — —", jammerte es, „helft! Rettet! Es ist meines Vaters beste Stute! Die Strängen habe ich noch schnell abgestreift, sonst wäre der Schlitten mit hineingezogen worden, aber das arme Vieh konnte nicht mehr aufs Eis gelangen — die Hufe glitten ab ..."

„Nicht einmal scharf beschlagen im Winter —", murrte der Bauer und knüpfte unterdessen behende unsere feste Strickleine los. Und nun wurde ich Zeuge der Errettung eines Pferdes, wie ich sie mir nie im Leben vorgestellt hätte und wie auch ihr sie euch sicher nicht denken könnt. Der Mann machte aus dem Ende der Leine eine lassoartige Schlinge und warf sie dem ertrinkenden Gaul um den Hals, dann zog er, so fest er konnte, zu und — o Wunder! — in wenigen Sekunden blähte sich der Leib des Tieres, wahrscheinlich durch den ihm mangelnden Sauerstoff, blasenartig auf und trieb an die Oberfläche. Der Bauer hatte inzwischen in größter Eile unseren Schlitten rückwärts näher an die offene Stelle herangeholt, riß die Leine, die er mir so lange zum Halten gegeben hatte, wieder aus meiner Hand und schlang sie um die Rückenlehne des Schlittens. Nun trieb er unser Pferd an, es zog mit aller Kraft — aber die Leine riß nicht! — und holte den halb ohnmächtigen Kameraden aufs Trockene.

Dann folgte ein notwendiges, wenn auch äußerst grausames Verfahren, denn das gerettete Tier war dermaßen erstarrt, daß es, als die Schlinge entfernt war, keine Lust mehr verspürte aufzustehen, und wir es erst kräftig mit Peitsche und Stock bearbeiten mußten, damit es aus Angst vor weiteren Schmerzen endlich wieder auf die Beine kam.

„Und nun die Hauptsache!" rief sein Retter, der ganz in Schweiß geraten war. „Es muß warm werden bis auf die Seele, sonst geht es hernach doch noch ein ..." Und schon hatte er sich auf den Rücken des bebenden Tieres geschwungen und trabte, es mit den Absätzen und dem Peitschenstiel bearbeitend, von dannen.

Eine Viertelstunde lang sah und hörte ich nichts mehr von den beiden. Ich suchte vergebens mit den Augen die jetzt ganz dicht gewordene Finsternis, zu der sich ein leichtes Schneetreiben gesellt hatte, zu durchdringen. Inzwischen hatte sich die Führerin der verunglückten Gefährts, nachdem sie die Bruchstelle noch einmal umgangen, mir zugesellt und dankte in warmen, gerührten Worten. Sie war noch ein ganz junges Kind von sechzehn Jahren, die Tochter eines mir gut bekannten Hofbesitzers, die diese leichtsinnige Spazierfahrt unternommen hatte.

Während ich sie nach den näheren Umständen ausfragte, kam der Bauer in langsamem Galopp angeritten. Das Pferd dampfte und hatte weißen Schaum am Munde.

„Den Schlitten da kannst du morgen heimholen, den wird über Nacht keiner stehlen, zumal bei dem Wetterchen nicht, das sich ankündigt!" meinte er und band das gerettete Pferd hinten an unseren Schlitten.

Gebrauchsgeschirr aus einer Steffisburger Kunsttöpferei.

Wir nahmen das Mädchen, dessen Vaterhaus an unserem Wege gelegen war, zwischen uns und lenkten zur Stelle der sicheren Ueberfahrt zurück. So kamen wir denn, wenn auch mit einiger Verspätung, an unser Ziel. Ich fand die Frau noch am Leben, konnte ihr durch einen schnellen Eingriff Hilfe bringen, und dann sind wir in dem immer stärker werdenden Schneegestöber wieder zurückgeeilt, um euch nicht allzu große Sorgen zu bereiten."

„Dem Himmel sei Dank, daß alles so glücklich abgelaufen ist", sagte meine Mutter bewegt.

„Nun aber", schloß mein Vater, „soll der Bauer in dem immer ärger werdenden Unwetter nicht mehr hinaus. Richtet ihm ein Nachtlager und ein gutes Abendbrot. Er hat es wohl verdient."

Freudig liefen wir hinaus, um dem „braven Mann" zu dienen und ihn gebührend zu feiern.

Die Heimberger und Steffisburger Kunsttöpferei.

Schon vor dem 16. und 17. Jahrhundert stand die Töpferei in der Schweiz, besonders im Kanton Bern, in hoher Blüte. In Langnau, Bäriswil, sowie im Simmental, ferner in der Gegend von Heimberg und Steffisburg entstand eine ausgedehnte Fayenceindustrie, die bereits damals schöne, einfache Erzeugnisse auf den Markt brachten. Leider erlitt die Handfabrikation einen schweren Schlag durch die im 18. Jahrhundert beginnende Herstellung von festem billigem Steingut und Porzellan. Die Großzahl der Betriebe mußte die Arbeit vollständig einstellen, und einzig die Heimberger und Steffisburger Töpfereien hielten der starken Konkurrenz stand. Während bis 1870 nur einfaches Geschirr hergestellt wurde, erlebte die Industrie durch die Erfindung der weitherum berühmten Thuner Majolika einen ungeahnten Aufschwung, der sogar bis 1915 andauerte. Dann setzte die eigentliche, unserer heutigen Zeit entsprechende Kunsttöpferei ein, die, im Gegensatz zu den früheren ca. 72 Töpfereien, jetzt nur noch ungefähr ein Dutzend Betriebe umfaßt. Dieser wertvollen Heimindustrie ist, wie allen andern, die Eröffnung von Fabriken zum Verhängnis geworden. Zudem hat sie noch unter der Einfuhr billiger ausländischer Tonwaren zu leiden. Durch die im Kriege verloren gegangenen Absatzgebiete ist die Keramik vollständig auf den Inlandverkauf angewiesen und sucht sich in jeder Weise dem heimischen Geschmack und Bedarf anzupassen. Bei dem unausgesetzten Lebenskampf haben sich nur die besten und leistungsfähigsten Betriebe erhalten können, die in jeder Hinsicht hochwertige Erzeugnisse hervorbringen. Geschmack, Technik und oft angeborene künstlerische Begabung vermögen seltenschöne kleine Kunstwerke zu schaffen.

In einer keramischen Fachschule bilden sich die jungen Töpfer unter sachverständiger Leitung heran. Jeder Handgriff muß sorgfältig erlernt werden, bis die künstlerische Schulung beginnen kann. Es ist ein weiter Weg vom rohen Tonklumpen bis zum schönen, gebrannten, buntbemalten und glasierten Gefäß. Der Töpfer muß von einem ausgesprochenen Formgefühl beherrscht sein, damit sich die Masse auf der Drehscheibe unter seinen geübten Händen zur Vase, Tasse oder Krug bildet. Mit einem dünnen Messingdraht wird das geformte Stück von der Drehscheibe abgeschnitten und vorsichtig auf ein Brett zum Trocknen gestellt. Viele Figuren, Blumen und Ornamente sind aus freier Hand mit dem Bossiergriffel gebildet. Die Bemalung der Stücke erfordert große Sorgfalt und einen feinen Geschmack. Auch beim Brennen muß viel Vorsicht angewandt werden, da sonst leicht manch zartes Stück in Brüche geht.

Die Keramik nimmt im heutigen Kunstgewerbe hierzulande eine hervorragende Stellung ein und ist eine der künstlerisch wertvollsten Heimindustrien.

Jede Hausfrau sollte beim Einkauf die ausgezeichneten Schweizerwaren an erster Stelle berücksichtigen und Hand dazu bieten, die inländische Kunsttöpferei so weit als möglich zu unterstützen. Selbst der einfachste Raum gewinnt durch eine farbenprächtige Schale, Vase, einen bunten Teller oder ein stilschönes Service an festlichem Aussehen. Man sollte stets bedenken, daß sich Fabrikware nie mit einem handgearbeiteten Stück vergleichen lassen kann.

Isolde Rogorsch.

Thuner Majolika.